Kosaken.

Von Dr. Wolfram Waldschmidt.

In Metz haben wir als Buben oft Soldat gespielt. Auch ein kleiner Franzos war dabei. Er stapfte bei den Parademärschen auf dem Hof unseres Hauses wacker mit, ließ aber nicht selten einen beklagenswerthen Mangel an Disziplin erkennen. Einem handgreiflichen Strafverfahren wußte er sich meist durch einen Sprung in das Fenster des Erdgeschosses zu entziehen und überschüttete uns dann aus gedeckter Stellung mit einem Hagel von Verbalinjurien, die wie Kleingewehrfeuer niederprasselten. Hatte er seine ganze Munition verschossen, so holte er zu einem letzten, vernichtenden Schlage aus, indem er uns mit unsäglicher Verachtung ein haßerfülltes Wort entgegenschleuderte: „Kosaken!"

„Kosak" war in der That für den Franzosen von damals ein arges Schimpfwort, gewissermaßen der Superlativ von „Prussien". Heute setzen unsere westlichen Nachbarn ihre letzte, schwache Hoffnung auf eben jenes Kosakenthum, das ihnen einst als der Inbegriff der Barbarei erschien; was aber eigentlich ein Kosak ist, wissen sie vermuthlich ebensowenig wie vor dreißig Jahren. Doch auch bei uns in Deutschland ist man sich darüber nicht immer im Klaren. Bald hält man das Kosakenheer für eine bestimmte Waffengattung, bald für einen Volksstamm, bald wieder verwechselt man die Kosaken mit den Kleinrussen, den Ukrainern. Alle diese Anschauungen sind zum mindesten ungenau.

Es ist wohl gelegentlich behauptet worden, daß das russische Reich, als ein Nachzügler der westlichen Industrieländer, die Stufe des Agrarstaates nicht wesentlich überschritten habe, ja theilweise noch in den Urzuständen des heimathlosen Steppenbewohners stecken geblieben sei. Der Russe hat sehr viel Zeit gebraucht, um zu einer gewissen Seßhaftigkeit, die nun einmal die Grundlage jeder höheren wirthschaftlichen Kultur ist, zu gelangen. Die Geschichte des Kosakenheeres giebt ein besonders anschauliches Bild dieser langsamen Entwicklung vom Nomadenthum zur Ansiedelung, zum festen Grundbesitz.

Das ursprünglich tatarische Wort Kosak — russisch Kasak ausgesprochen — bedeutet soviel wie „der Umherschweifende" oder der „Räuber"; vielleicht war es einst identisch mit „Tscherkesse" oder „Kopfabschneider". Noch heute erinnert die Hauptstadt des Donschen Heeres, Nowotscherkask, wo es ein richtiges Kosakenmuseum voll Waffen und Trophäen giebt, durch den Namen an jenen kaukasischen Volksstamm. Im 16. Jahrhundert, zur Zeit Iwans des Schrecklichen, treten die Kosaken in die Geschichte ein und zwar mit der Eroberung Sibiriens durch den Hetman Jermak. Diese kühnen Helden waren eigentlich nichts Anderes als russische Deserteure, die sich infolge der Kristallisirung des moskowitischen Großfürstenthums in ihren zügellosen Freiheitsgelüsten beengt fühlten. Sie hausten in „Freistätten", den sogenannten Sjetschi, in den weiten Steppengebieten des Dnjepr und des Don, also auf der Reibungsfläche zwischen Slawenthum und Tatarenthum, und bildeten kriegerische Gemeinschaften mit communistisch-nomadischem Einschlag. Freiheit und Gleichheit war die Losung der Kosaken, die aus ihrer Mitte einen Häuptling, den Ataman (polnisch Hetman) wählten. Ursprünglich waren alle unverheirathet; erst verhältnißmäßig spät wurde durch den Raub tatarischer Frauen für die Familiengründung gesorgt, wie denn das ganze Dasein auf Gewalt, Plünderung und Mord gestellt war. Mit edler Unparteilichkeit bestahlen die Kosaken die Russen, die Polen und die Türken, bis die Zaren ihre Gefährlichkeit und ihren Nutzen erkannten, sie an Moskau ketteten und ihre Selbständigkeit trotz wiederholter Aufstände vollkommen brachen. Aus den freiesten der Freien wurde eine Prätorianergarde des Knutensystems und schließlich eine Grenzschutztruppe, deren vereinzelte Posten auf abenteuerlich gebauten Holzgerüsten in das Land des Feindes spähen.

Die älteste und berühmteste Gemeinschaft hauste am Dnjepr. Ein Theil dieser Horden wurde von Stephan Bathori zum Schutze der südöstlichen Grenze Polens herbeigerufen; das ihnen zugetheilte Gebiet erhielt deshalb den Namen Ukraine, d. h. Grenzland. Die übrigen, die auf ihren Sitzen an den Stromschnellen des Dnjepr blieben, hießen die Saporoger (die „hinter den Schnellen" wohnenden). Nach ihrer Vernichtung durch Katharina der Zweiten gingen die Trümmer ihres Heeres in dem der Terekkosaken des Kaukasus auf. Auch die einst so berüchtigten Wolgakosaken existiren nicht mehr, wohl aber die Donschen Kosaken, die Kubankosaken, die Terekkosaken, die Uralkosaken, die Orenburgkosaken, die sibirischen Kosaken, die Astrachan-, Transbaikal- und Ussurikosaken. Ihre Heere werden im Gegensatz zu den „regulären" Truppen Rußlands als die „irregulären" bezeichnet, wobei man allerdings nicht an Freischaaren ähnlich den Komitatschis oder Franktireurs denken darf; am besten könnte man sie als eine Miliz bezeichnen, deren Eigenart die Militärbehörde dadurch zu erhalten sucht, daß sie den Zuzug von Nichtkosaken nach Möglichkeit verhindert. Seit der Unterwerfung unter Moskau ist der ursprüngliche Kommunismus geschwunden. Die Zaren hatten das Land aufgetheilt und jeden Kosaken zum Grundeigenthümer gemacht, als Gegenleistung verlangten sie die Heeresfolge, und so erklärt sich die noch heute bestehende Verpflichtung der Kosaken, sich Pferd, Bewaffnung und Kleidung selbst zu stellen. Im Frieden bethätigt sich der Kosak als Ackerbauer und Viehzüchter, ist aber vom 18. bis zum 38. Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar drei Jahre in der Vorbereitung im Heimathdorf, der „Staniza", vier Jahre aktiv im ersten Aufgebot, vier im zweiten, vier im dritten Aufgebot und fünf Jahre in der Ersatzkategorie. Die Regimenter sind in Sonien eingetheilt (Sotnja: das Hundert), Hetman sämmtlicher Heere ist der Zessarewitsch oder Thronfolger. Die Uniform besteht aus einem Waffenrock von dunkelgrüner oder dunkelblauer Farbe, Stiefeln, Pluderhosen und Mütze; nur die Tuban- und Terekkosaken tragen die Tscherkeska, einen langen Rock mit zwei Patronenreihen auf der Brust.

Es ist begreiflich, daß die seltsame Organisation der Kosaken mit ihrem patriarchalischen Einschlag, ihrer abenteuerlichen Geschichte und ihrem malerischen Halbmongolenthum für Künstler und Dichter einen gewissen Reiz besaß. Ilja Rjepin schuf in seinem Gemälde der Saporoger Kosaken ein Werk von urwüchsigem Humor, Lord Byron und Puschkin besangen den kleinrussischen Hetman Mazeppa, die Deutschen Gutzkow und v. Gottschall schöpften Dramenstoffe aus der Kosakengeschichte. Vor Allem aber hat Nikolaus Gogol in seinem Taras Bulba ein packendes Bild von der Lebensweise und den Kämpfen der räuberischen Horden entworfen.

Trotz ihrer großen Vergangenheit und trotz ihres Schrecken verbreitenden Namens sind die heutigen Kosaken schwächliche Epigonen ihrer barbarischen Ahnen. In der Kleidung verwahrlost, körperlich durch Unterernährung geschwächt u. geistig durch den Wodkaschnapps verblödet, zeichnen sie sich weniger durch ihre Waffen aus als durch die Nagaiken, mit denen sie als „Hüter der Ordnung" auf das wehrlose Volk einzuhauen lieben.

Brieftauben im Dienste der Heeresverwaltungen.

Die Frage der Verwendung von Brieftauben zur Uebermittlung militärischer Nachrichten ist aktuell geworden. Freilich steht ja außer Frage, daß die Vervollkommnung der drahtlosen Telegraphie und des Luftfahrwesens den Werth der Brieftaube als Nachrichtenüberbringerin herabgesetzt hat. Wie steht es aber nun, wenn den Vertheidigern einer eingeschlossenen Festung durch Zerstörung der Telegraphen, sowie der Send- und Aufnahmeapparate für drahtlose Telegraphie die Möglichkeit genommen wurde, auf diesem Wege den Verkehr mit der Außenwelt noch aufrecht zu erhalten, und wenn der letzte zur Verfügung stehende Flugapparat von den Belagerern aus der Luft herabgeholt wurde? In diesem Falle wird man sich wieder der Brieftaube als letzten und sichersten Hülfsmittels erinnern müssen, und die Festung ist glücklich zu preisen, die sich schon in Friedenszeiten einen Stamm gut trainirter Brieftauben herangebildet hat. Es ist zu begrüßen, daß unsere Heeresverwaltung auch in den letzten Jahren der Verwendung der Brieftauben als Ueberbringer von Nachrichten erhöhtes Interesse zugewandt hat und daß ihr heute in allen Theilen Deutschland's Tausende sorgfältig ausgebildeter Brieftauben zur Verfügung stehen. Das Interesse, das nicht allein Deutschland, sondern auch die Militärverwaltung aller Nationen der Zucht und Ausbildung der Brieftauben bis zum heutigen Tage entgegengebracht haben, beweist zur Genüge, daß die Heeresleitungen nicht gewillt sind, auf dieses Hülfsmittel zu verzichten.

Es ist erwiesen, daß die Brieftaube schon im Alterthum denselben Zwecken diente wie heute, auch im Mittelalter und der neueren Zeit hatte das Brieftaubenwesen seine Anhänger. So bediente sich im Jahre 1815 das Haus Rothschild der Brieftauben, um stets von den Ereignissen, die sich auf dem Kriegsschauplatze Napoleons des Ersten abspielten, unterrichtet zu sein. Die Londoner Filiale Rothschilds soll drei volle Tage früher als die englische Regierung von der Niederlage Napoleons bei Waterloo unterrichtet gewesen sein, wodurch dem Hause Rothschild ein Verdienst von Millionen zugefallen ist. Die Staatspapiere standen auf einem äußerst niedrigen Kurse, nach Bekanntwerden der Niederlage Napoleons stiegen sie wieder erheblich, was Rothschild durch die frühe Nachricht zu seinen Gunsten zu verwerthen wußte. Außer von dem Pariser Börsenspekulanten wurden die Tauben auch von verschiedenen Handelshäuser benutzt. Auch in Köln hatten die Kaufleute sich einen Brieftaubenschlag eingerichtet. Die Kölner Tauben vermittelten den Verkehr von Antwerpen, während diese Stadt wieder mit London und Paris eine Taubenverbindung unterhielt. Auch die „Kölnische Zeitung" war durch Taubenverbindungen stets im Besitze der neuesten Ereignisse. Erst vor kurzem wurde in der Presse darauf hingewiesen, daß der Uranfang des heute weltbekannten Reuter'schen Depeschenbureaus auf einer in ganz kleinem Umfange betriebenen Brieftaubenpost beruhe.

Hatte durch die Erfindung des Telegraphen, der schneller und zuverlässiger die Depeschen brachte, die Brieftaubenpost an Bedeutung verloren — in Belgien und später in den 60er Jahren in Deutschland wurde das Brieftaubenwesen nur noch als Sport betrieben —, so begann mit dem Jahre 1870 durch den deutsch-französischen Krieg eine neue Aera für die Brieftaubenzucht. Man hatte erfahren, daß den Belagerten in Paris Tausende von Depeschen und wichtigen Nachrichten durch Brieftauben, die, allen Kugeln trotzend, über die Köpfe der Freunde und Feinde hinwegflogen, überbracht worden waren. Von den Depeschen und Drucksachen wurden auf besonders präparirten Collodium-Häutchen photographische Aufnahmen gemacht und zwar in solch winziger Verkleinerung, daß eine Seite einer gewöhnlichen Tageszeitung nur den sechsten Theil eines Quadratcentimeters einnahm. Dreitausend Depeschen füllten den Raum eines Quadratcentimeters bei einem Gewichte von weniger als einem halben Gramm. Jede Taube war also leicht imstande, eine ganze Anzahl solcher Häutchen, die in einen Gänsefederkiel gesteckt wurden, der an der Oeffnung mit Wachs verschlossen und dann am Schwanz der Taube befestigt wurde, zu tragen. (Heute ist die Unterbringung der Depeschen einfacher, indem sie in einer Aluminiumhülse, die am Fuße der Taube befestigt wird, untergebracht werden). Der Werth der Brieftauben war durch ihre glänzenden Leistungen im Feldzuge von 1870/71 restlos bewiesen, und die Militärbehörden aller europäischen Staaten stellten Brieftauben als ständiges Hülfsmittel in ihre Dienste.

Der Zweck des Brieftaubenwesens ist, die Festungen untereinander und diese wieder mit dem flachen Lande und umgekehrt zu verbinden. Die Militärverwaltungen unterhalten mit den Privat-Brieftaubenzüchtern Beziehungen, um im Falle eines Krieges das eigene Material wirksam unterstützen und ergänzen zu können. In Deutschland haben sich die Brieftaubenzüchter-Vereine seit dem Jahre 1883 zu einem Verbande vereinigt, der dem Kriegsministerium seine Tauben im Kriegsfalle zur Verfügung stellt. Das Kriegsministerium hat mit diesem Verbande, der den Namen „Verband deutscher Brieftaubenliebhaber-Vereine" führt, feste Vereinbarungen getroffen. Das Kriegsministerium bestimmt alljährlich die Fluglinien, auf denen die Tauben zu trainiren sind, unterstellt die Leistungen einer ständigen militärischen Controle und giebt seinerseits durch Verleihung von Staatsmedaillen und Gewährung von Geldzuschüssen der Sache einen gewissen Ansporn. Ferner werden zu Friedenszeiten den Brieftaubensendungen, sofern sie vom Verbandsverein abgeschickt sind, Transportvergütungen und Frachtermäßigungen gewährt. Die Folge davon ist, daß uns heute in den schicksalsschweren Tagen ein schlagfertiges Heer von etwa einigen hunderttausend Tauben der 18,000 Mitglieder des „Verbandes deutscher Brieftaubenliebhaber" zur Verfügung steht. Das eigene Material der Militärverwaltung ist in den Festungen auf großen Taubenschlägen, die oft einige hundert Stück beherbergen, untergebracht. Die Wartung, Pflege und Trainirung dieser Tauben wird unter Leitung von Offizieren von dazu abcommandirten Mannschaften ausgeführt.

Was diese kleinen Thiere eigentlich befähigt, ihre Heimath auf Hunderte von Kilometern wiederzufinden, ist bis jetzt ein Geheimniß geblieben. Viele Theorien sind aufgestellt worden, darunter die unglaublichsten und unwahrscheinlichsten. Das Wie ist aber schließlich nicht die Hauptsache, sondern die feststehenden Thatsachen sind ausschlaggebend. Die Ausbildung der jungen Tauben beginnt bereits im vierten Monat mit kleineren Flügen, deren Entfernungen mit zunehmendem Alter stetig gesteigert werden, bis sie, was allerdings nur bei besonders befähigten Thieren zutrifft, eine Höchstgrenze von 1000 bis 1200 Kilometern erreichen. Die erreichten Fluggeschwindigkeiten sind selbstverständlich von Wind und Wetter abhängig und schwanken im Durchschnitt zwischen 800 und 1000 Meter in der Minute. Es sind aber auch schon Leistungen von 1500 und 1800, ja sogar schon von 2000 Meter erreicht worden. So legten die Tauben der vereinigten Reisevereinigungen von Rheinland und Westfalen allerdins bei äußerst günstigem Wetter und Mitwind die Strecke Thorn-Rheinland (cirka 850 Km.) in 10¾ Stunden zurück. Dies ergiebt eine Geschwindigkeit von cirka 1270 Meter in der Minute, auf diese bedeutende Entfernung eine hervorragende Leistung. Hat nun eine Taube sämmtliche Touren mitgeflogen, so kann sie am Ende der Flugsaison, die Ende April beginnt und mit Eintritt der Mauser im September endet, auf die enorme Flugleistung von 3 bis 4000 Km. zurückblicken. Es ist aber nicht jede Taube den Strapazen der großen Reise gewachsen; denn mannigfache Gefahren umlauern die Thiere auf ihren Flügen. Sie werden von Raubvögeln bedroht, und gewissenlose Menschen stellen ihnen nach. Deshalb ist es Pflicht eines jeden, die Brieftaube als Gemeingut zu betrachten und jede Brieftaube, die ihm durch Zufall in die Hände fällt, zu schützen, zu pflegen und ihr die Weiterreise zu ermöglichen. In der jetzigen Kriegszeit sind Tauben, die Depeschen bei sich tragen, unverzüglich der nächsten Militärbehörde und, wo eine solche nicht am Platze ist, der Ortsbehörde einzuliefern; diese sorgen für die Weiterbeförderung an die maßgebende Stelle.

Der Kniff von Reims.

Aus Amsterdam wird uns geschrieben:

Die Franzosen sind davon überzeugt, daß sie das intelligenteste Volk der Welt sind und alle anderen Nationen hinter's Licht führen können. Aber sie irren sich doch, wenn sie annehmen, daß die Kulturvölker der Welt so wenig intelligent seien, um auf die Irreführung hereinzufallen, die sich die Franzosen bezüglich der Kathedrale von Reims gestatten. Wie steht es denn hierum? Die Franzosen haben Reims zu einem Hauptstützpunkte ihrer Artilleriestellung gemacht und haben nach dem Zeugnisse englischer und amerikanischer Correspondenten speziell gerade in der unmittelbaren Umgebung der Kathedrale einen sehr starken Artilleriepark aufgefahren. Sodann haben sie das Feuer gegen die deutschen Stellungen eröffnet, das natürlich erwidert werden mußte und erwidert worden ist. Welches der Kalkül der Franzosen war, das liegt gar zu klar am Tage: entweder sollten die Deutschen sich das französische Feuer ohne Gegenwehr gefallen lassen und ihre Stellungen räumen, oder sie sollten in der Welt wegen der Beschädigung der Kathedrale verleumdet werden. Der Kniff ist aber zu plump. Von deutscher Seite ist die Kathedrale, soweit irgend die Möglichkeit reichte, auf das Vorsichtigste beim Feuer geschont worden; ein Berichterstatter der Londoner „Evening News", der selbst den Thurm erstiegen hat, hat dies ausdrücklich festgestellt und anerkannt. Aber die Franzosen sind noch weiter gegangen: sie haben auf dem Thurme selbst einen militärischen Beobachtungsposten eingerichtet, also die Kathedrale zu militärischen Zwecken mißbraucht. Selbst hierauf haben die Deutschen noch mit der größten Schonung geantwortet, indem sie den Posten nur durch Schrapnell-, nicht durch Granatenfeuer, angriffen. Sobald der Posten beseitigt war, wurde das Feuer auf die Kathedrale sogleich wieder eingestellt. Es muß also gegen die Franzosen die Anklage erhoben werden, daß sie in unverantwortlicher, uncivilisirter Weise eines der ehrwürdigsten Baudenkmäler ihres eigenen Landes der Gefahr preisgegeben und Alles gethan haben, was sie zu seiner Vernichtung beitragen konnten. Der frivole Versuch, die Schuld an diesem Verbrechen dann dem Gegner zuzuschieben, wird an dem Urtheile und der gesunden Vernunft der Kulturwelt scheitern; muß doch selbst die „Times" es aussprechen, daß „theoretisch" die Franzosen das Feuer herausgefordert hätten.

Daß das französische Feuer aus Reims von deutscher Seite erwidert werden mußte, entspricht durchaus dem Kriegsbrauche. Es sei daran erinnert, daß die Engländer beim Bombardement und Sturme auf Delhi im Jahre 1857 gleichfalls auf die Bau- und Kunstdenkmäler weiter keine Rücksicht nahmen, noch nehmen konnten. Bei der Belagerung Rom's durch die Garibaldiner ist Nino Bixio sogar nicht vor dem Gedanken zurückgeschreckt, den ganzen Vatikan unter Geschützfeuer zu nehmen. Ein italienischer Author, der in dem Florentiner „Marzocco" diese Frage erörtert, hat den Freimuth, offen auszusprechen, daß er alle diese Dinge, sobald einmal der Krieg herrsche, durchaus natürlich und berechtigt finde. Hierbei bezieht sich der italienische Verfasser zugleich auf den vielbesprochenen Fall der Beschießung von Löwen. Es zeigt sich auch in diesem Falle, daß Lügen nach dem bekannten Worte nur kurze Beine haben. Die in die Welt hinaustrompetete Behauptung der belgischen und französischen Regierung und Presse, daß Löwen in Trümmern liege, ist jetzt durch eine amtliche Untersuchung von deutscher Seite völlig widerlegt. Wirklich zerstört ist nur etwa ein Sechstel der Stadt, und zwar ist nicht ein einziges künstlerisch bedeutendes Denkmal der Stadt der Zerstörung zum Opfer gefallen. Das Rathhaus ist ganz unversehrt, die Peterskirche nur leicht beschädigt, die Michaels-, die Jakobs- und die Gertrudenkirche sind ganz unbeschädigt, und von der Bibliothek hat nur die Facade Schaden erlitten, der jedoch wieder ausgebessert werden kann. Nur die Bestände der Bibliothek sind den Flammen zum Opfer gefallen. Ein deutscher Oberlieutenant, in Friedenszeiten Regierungssekretär im Eisenbahnministerium, hat zusammen mit einem Unteroffizier, der im Privatleben Kunsthistoriker ist, die Kunstschätze, speziell die berühmten Bilder von Dirk Bouts, persönlich aus der Peterskirche gerettet. Das sind dieselben Deutschen, die man gern als „Vandalen" oder „Hunnen" anschwärzen möchte. Dieselben Vandalen, die man der muthwilligen Zerstörung von Kunstwerken zu beschuldigen sich unterfängt, haben alsbald nach der Okkupation von Belgien eine Commission von hervorragenden Gelehrten eingesetzt, deren Aufgabe die sorgsamste Betreuung der gesammten belgischen Kunstschätze im deutschen Verwaltungsgebiet bildet.

Was schließlich die Franzosen angeht, die sich immer wieder so laut als die wahren Hüter der Kunst und Kultur anpriesen, so ist doch daran zu erinnern, daß sie es gewesen sind, die im Kriege 1870 das mit zahlreichen Kunstwerken geschmückte schöne Schloß St. Cloud bei Paris in Brand gesteckt haben. Nicht lange darauf sind die altehrwürdigen Tuilerien ein Opfer der Wuth der Communarden geworden. Und schließlich giebt es in der ganzen neueren Geschichte kein Volk, dessen Kriegführung ein solches Schandmal aufwiese, wie die der Franzosen, die das unvertheidigte, herrliche Schloß von Heidelberg frevelhaft in die Luft gesprengt haben. Alles dieses ist in Rücksicht zu ziehen, wenn man den frivolen französischen Kniff von Reims im richtigen Lichte sehen will.

Rußland's blutige Politik.

Eine in Sofia, der Hauptstadt Bulgarien's, neuerschienene Broschüre, betitelt „Bulgarien und die Intriguen Rußland's", enthält eine Anzahl von Aufsätzen über die Politik Rußland's, welche als eine ununterbrochene Kette von Treubrüchen, Gewaltthaten, politischen Morden und Unterdrückungen ganzer Völker dargestellt wird, wobei Ströme von Blut geflossen seien. Bemerkenswerth unter diesen Aufsätzen ist der Artikel des Historikers Stefanow, der die ganze mit Blut geschriebene Entwickelungsgeschichte des russischen Reiches behandelt und besonders darlegt, wie das slawische Rußland an dem slawischen Polenreiche Henkerdienste verrichtete. Der Verfasser schildert die Rolle des Grafen Murawiew, den er als Bestie in Menschengestalt bezeichnete. Mit wilden Kosakenhorden verwüstete Murawiew weite Gebiete Polen's und ließ die ganze männliche Bevölkerung an Bäumen aufknüpfen, so daß die Straßen und Alleen viele Kilometer weit mit Leichen behängt waren. Auch die weibliche Bevölkerung der Städte und der Dörfer wurde zusammengetrieben und den entmenschten Horden zur Vergewaltigung ausgeliefert.

Ein anderer Artikel, der Milew zum Verfasser hat, zeigt an Hand historischer Beweise, daß Rußland den politischen Mord im eigenen Reiche, wie im Auslande zum System erhob, und Sibirien nach Ermordung von zwanzig einheimischen Stammesfürsten eroberte. In gleicher Weise bedienten sich die Russen gegen die Dynastien der Mandschurei und Koreas politischer Anschläge. In Buchard wurden zwei Emire nacheinander ermordet, weil sie das Protektorat Rußland's nicht anerkennen wollten. In Turkestan lud der russische General-Gouverneur turkmenische Fürsten, die ihm nicht gefügig sein wollten, zu Tisch und ließ sie hinterrücks ermorden. Bei der Unterwerfung des Kaukasus versprach der russische Zar durch ein Handschreiben an den armenischen Katholikos Armenien die politische Freiheit, falls die Armenier die Russen im Kampfe gegen die Türken und Persier unterstützten. Nachdem der Kaukasus bezwungen war und Rußland die Unterstützung der Armenier nicht mehr brauchte, vergiftete der russische General Paskijewitsch den armenischen Katholikos, Nerses, in Tiflis und nahm ihm das Handschreiben des Zaren weg. Nach den großen Armenier-Massakres in Kleinasien im Jahre 1877 äußerte sich der Minister des Aeußern Lobanow Rostowski, indem er sich die Hände rieb: „Wir brauchen Armenien, aber ohne Armenier!" Die von Rußland inscenirten zahllosen politischen Morde in Persien seien noch in frischer Erinnerung. Ebenso ließ Rußland den serbischen König Alexander und die Königin Draga durch Agenten der Offiziersliga in bestialischer Weise ermorden, und die Leichen wurden deshalb aus den Fenstern geworfen, damit man sich von der russischen Gesandtschaft aus von der vollbrachten That überzeugen könne. Auch das Attentat in Serajewo sei zweifellos mit Wissen der russischen Diplomatie vorbereitet. Die Entthronung des Fürsten Alexander von Battenberg mit Hülfe des Vertreters Radko Dimitriew, sowie die Ermordung Stambulow's durch Werkzeuge der Russophilen sei allgemein bekannt. Das letzte Opfer der von Rußland inscenirten politischen Morde war der französische Sozialist Jaures, der entschieden gegen den Krieg aufgetreten war und die skrupellose Politik Rußland's verdammte. In allerletzter Zeit planten die leitenden russischen Kreise die Ermordung des Königs der Bulgaren, weil sie ihn als Hinderniß gegen das Bestreben ansehen, Bulgarien zum blinden Werkzeug Rußland's zu machen. Dies beweise auch der Umstand, daß der russische Gesandte Seawinsky in letzter Zeit ununterbrochen mit verdächtigen Elementen conspirirte, die es nach den russischen Rubeln gelüstete.

Ein Artikel Dr. Waskow's, „Die Frechheit Seawinsky's" betitelt, sagt, es sei unglaublich, wie der russische Gesandte es wagen könne, die bulgarische Opposition und Presse gegen Regierung und Krone aufzuwiegeln und zum Hochverrath zu verleiten. Seawinsky sei bemüht, durch dunkle Elemente eine Revolution hervorzurufen und durch einen Staatsstreich die republikanische Staatsform herbeizuführen. Er möge jedoch nicht vergessen, daß Bulgarien nicht Persien sei, und daß die Frechheit der degenerirten russischen Diplomatie nicht ungestraft bleiben werde. Ein weiterer Artikel befaßt sich mit dem von russischer Seite erhobenen Vorwurf, daß Bulgarien Rußland gegenüber undankbar sei. Worin besteht, fragt der Verfasser, die Undankbarkeit Bulgariens? Etwa darin, daß Bulgarien Serbien für dessen feigen Verrath am Bündniß nicht Hülfe geleistet hat, oder die Landung russischer Truppen nicht erlaubte, wohl wissend, daß ein Betreten des bulgarischen Bodens durch die Russen das Ende der Unabhängigkeit Bulgariens bedeuten würde? Die russischen schwarzen Hundert und deren Werkzeuge in Bulgarien, wie Danew, Geschow und Rodko Dimitriew, müssen zugeben, daß Rußland froh sein sollte, wenn es von Bulgarien nicht tief gehaßt werde. Zur Dankbarkeit gegenüber dem tückischen und feigen Gegner, Rußland, hätten die Bulgaren keinen Grund.

Der Ertrag der deutschen Kriegsanleihe.

Bei der Auflegung der am 19. September zum Abschluß gekommenen Kriegsanleihe, schreibt die „Continental-Correspondenz", Berlin, hat Deutschland einen Erfolg gehabt, der sich den Siegen seiner Truppen auf den Schlachtfeldern im Osten und im Westen würdig zur Seite stellen läßt. Es war die Absicht des Reichsschatzamts, von dem für die Kriegszwecke bewilligten Credit von 5 Milliarden Mark den ersten Theil schon jetzt auf dem Anleiheweg flüssig zu machen. Am 15. September war der Termin abgelaufen, bis zu dem das erste Drittel der im vorigen Jahre vom Reichstag beschlossenen außerordentlichen Heervermehrungssteuer von einer Milliarde bezahlt werden mußte. Es stehen also dem Reichsschatzamt aus dieser Quelle mehr als 400 Millionen Mark baar an außerordentlichen Einnahmen zur Verfügung, da sehr viele Steuerpflichtige es vorgezogen haben, gleich den ganzen Betrag ihres Antheils zu zahlen, um die Zinsreduktion, die dabei in Abzug gebracht wird, zu genießen. Trotzdem schien der Regierung der gegenwärtige Zeitpunkt für eine im Wesentlichen auf das Inland beschränkte Anleihe rathsam. Man rechnete dabei auch auf die politische Wirkung eines günstigen Erfolges in einem Moment, wo von England und Frankreich aus mit Posaunentönen verkündigt wird, daß Deutschland bereits „ausgepowert" sei. Man wählte die Form, daß eine Milliarde in Reichsschatzscheinen von kürzerer Laufzeit begeben werden sollte, während zugleich eine bis 1924 nicht rückzahlbare 5-prozentige Anleihe ohne Begrenzung ihrer Höhe zum Kurse von 97.60 aufgelegt wurde. Es war an maßgebender Stelle verlautbar, daß man bei dem Patriotismus aller Stände des deutschen Volkes die Hoffnung hegte, daß sowohl die Schatzscheine in der ganzen angebotenen Höhe übernommen als auch ein Anleihebetrag von etwa 1½ Milliarden Mark erreicht werden würde. Was darüber hinaus gezeichnet werden sollte, war von vornherein der vollen Zutheilung sicher, weil man darin einen schätzenswerthen Gradmesser sowohl der patriotischen Begeisterung wie der wirthschaftlichen Kraft des in einen Weltkrieg verwickelten Deutschen Reiches erkennen mußte. Vom ersten Tage der Zeichnung an war es klar, daß besonders das mittlere und kleine Kapital sich in allen Theilen Deutschlands zu der Zeichnung drängte. Man erfuhr von zahlreichen Fällen, in denen sich Fabrikarbeiter und Näherinnen zusammengethan hatten, um gemeinsam eine für ihre Verhältnisse „anständige" Summe zu zeichnen. So wissen wir zufällig von einer Arbeitsstube, aus der die Mädchen 2400 Mark zusammenbrachten, und von einer Brauerei, deren Arbeiter 80,000 M. hergaben. Unter den 500 Millionen Mark, die von einer Frankfurter Bankfiliale angemeldet wurden, sind nur zwei Beträge von mehr als 100,000 Mark; alles Uebrige setzt sich aus vielen Hundert kleineren Posten zusammen. Niemals ist das deutsche Sprüchwort „Viele Wenige machen ein Viel" öfter gehört worden als in den letzten Tagen. Das Ergebniß war denn auch ein so ungeheures, daß es in der Finanzgeschichte aller Zeiten wohl einzig dasteht. Es sind im Ganzen nahezu 4400 Millionen Mark gezeichnet worden. Daß damit alle Erwartungen übertroffen wurden, erkennen wir aus einer nach Schluß der Zeichnung aufgestellten Schätzung der in wirthschaftlichen Dingen maßgebenden „Frankfurter Zeitung". In einem Artikel vom 20. September, der den Titel führt: „Ein glänzendes Resultat in Aussicht", schätzt sie den zu erwartenden Gesammtbetrag auf 2½ bis 3 Milliarden Mark. Jetzt sind es, da die vom neutralen Ausland kommenden Zeichnungen noch nicht eingerechnet waren, fast nahezu 4½ Milliarden geworden. Das Reichsschatzamt hat infolge dieser großen Ueberzeichnung nachträglich eine Aenderung der Einzahlungstermine vorgenommen, indem es die am 2. und 3. Einzahlungstermin (26. Oktober und 25. November) vorgesehenen Raten von 30 Prozent auf je 20 Prozent erniedrigte und einen neuen 4. Einzahlungstermin am 22. Dezember für die restlichen 20 Prozent festsetzte. Wenn vor nunmehr 200 Jahren der berühmte General Montecuccoli das Diktum prägte: „Zum Kriegführen gehört Geld und nochmals Geld und zum dritten Male Geld", so ist Deutschland also bis zum Schlusse des Jahres mit diesem Kriegsmaterial reichlich versehen.

Uns Wilhelmintje soll uns führen!

Aus Holland kam dieser Tage eine Stimme, die recht beachtenswerth erscheint. Sie steht in der Zeitschrift „Der Indier", einem Organ, das für die holländischen Kolonialfragen das halbamtliche Sprachrohr ist. Das Blatt tritt für eine energische Politik der Niederlande in ihren westindischen Kolonien ein. Es argumentirt folgendermaßen:

England sei von jeher eine latente Bedrohung des niederländischen Kolonialbesitzstandes gewesen. Jetzt aber, wo sich das britische Reich mit dem beutelüsternen Japan verbündet habe, sei die Lage völlig unhaltbar geworden. Westindien brauche einen neuen Herrn, und dieser Herr dürfen nur die Niederlande sein, denen bisher nur ein Theil gehört. Das ganze Indien würde mit Freuden helfen, diesen Traum, der kein Traum mehr zu sein braucht, zu verwirklichen. Auch Frankreich habe keine Existenzberechtigung in Indochina. Die Niederlande waren einst das mächtigste Kolonialreich der Welt, replizirt das Blatt, es ist Zeit, zu zeigen, daß der Geist unserer Väter noch in uns lebt, und wenn es vor Jahren halb spöttisch, halb bewundernd im Auslande hieß: Der einzige Mann in Holland ist Königin Wilhelmina, so soll es sich zeigen, daß hinter diesem Mann die ganzen Niederlande wie ein Mann stehen. Sie soll uns nur führen!

Das ist ein neuer, ganz neuer Ton aus den Niederlanden, und es wird interessant sein, zu hören, welches Echo er zunächst in Holland selber finden wird. Er enthüllt jedenfalls eine Seite des Problems, an die viele Holländer selbst noch nicht gedacht haben werden: daß nämlich die englische Weltherrschaft die Entwicklung der Niederlande unterbunden hat. Holland hat schon manche Demüthigung von England hinnehmen müssen. Als es vor einigen Jahren die Scheldemündung zur Sicherung seiner Neutralität stärker befestigen wollte, ist es von England und Frankreich so lange bearbeitet worden, bis es nachgeben mußte. Schon damals haben einzelne holländische Politiker die Fäuste heimlich geballt...